

# Der Zeitgeist der Optionsgesellschaft\*

T. Bastian

«Was Ihr den Geist der Zeiten heisst ...» – wer hat nicht Goethes Diktum im Ohr? So hatte man vor fünfzig Jahren dieses Referat beginnen können, heute aber nicht. Nur die wenigsten haben noch Goethe im Ohr, weil sie nämlich selbiges an ein Handy pressen oder den Kopfhörer des Discman hineingestöpselt haben. Also gibt es, Goethe zum Trotz, doch einen Zeitgeist. Aber wie sieht er aus, wer bestimmt ihn?

In der modernen pluralistischen Gesellschaft, so meint der schweizerische Philosoph Walter Christian Zimmerli (und man hört ihn gleichsam seufzen dabei), besteht der einzige noch vorfindbare Konsens in der Überzeugung, dass es keinen Konsens mehr gibt. Dieses boshafte Bonmot ist treffend; wir stimmen zu, bleiben aber unzufrieden. Kann das die ganze Wahrheit sein? Je stärker unsere Gesellschaft in Teilbereiche und Bruchstücke zerfällt, desto stärker wächst auch das Bedürfnis, sie wenigstens gedanklich «auf einen Nenner» zu bringen.

Das war schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts so: Von der schleichenden «Ersetzung der Werte durchs Geld» hatte der Soziologe Georg Simmel gesprochen – mit Recht. Der Ökonom Werner Sombart hingegen meinte, spätere Zeiten würden das 20. Jahrhundert als das «Zeitalter der Rekorde» in Erinnerung behalten, weil den Gegenwartsmenschen an allen Ereignissen erstens die Massenhaftigkeit und zweitens das Tempo interessierten. Und auch er hatte Recht. Auch heute, im ersten Jahr des neuen Jahrhunderts, wird der «Werteverlust» vielfach angeprangert, die ständig beschleunigte Mobilität teils gefeiert, teils gefürchtet. Hinzufügen lässt sich noch die Klage über die «neue Unübersichtlichkeit» (laut Jürgen Habermas) auf der Seite der Pessimisten, der oft geradezu hymnische Lobgesang auf die Segnungen des Informationszeitalters und der digitalen Gesellschaft unter den optimistischeren Zeitgenossen. An alledem scheint «etwas dran» zu sein, und dennoch erinnern derartige Zeitdiagnosen stets an ein Puzzlespiel, bei dem entscheidende Teile noch fehlen. Gibt es nicht doch ein tiefer einschnürendes «einigendes Band» (um wiederum Goethe zu bemühen), das alle diese Wandlungsvorgänge bündeln kann? Vermutlich doch.

\* Vortrag gehalten am 17. Mai 2001 an der Tagung «Qualitätsentwicklung und Mental-Health-Politik am Beispiel der Depressionsbehandlung» in Landquart.

Korrespondenz:  
Dr. Till Bastian  
Am Reuteweg 3  
D-88316 Isny

Der Grundvorgang, der das geistige Klima am Beginn des 21. Jahrhunderts bestimmt (in den reichen Industrienationen der Nordhemisphäre, wohlgemerkt), kann nämlich sehr präzise mit dem Begriff der *Option* beschrieben werden. Dieses Wort «Option» (von lateinisch optio = freier Wille) übersetzt die Brockhaus-Enzyklopädie mit «freie Entscheidung; Wahlmöglichkeit» (und verwendet überaus grossen Raum auf die Beschreibung von «Optionsanleihen» und «Optionsgeschäften», Simmel hätte seine Freude daran). In der Tat: *Geld* fasziniert ja gerade durch seine «Joker-eigenschaften». Vorausgesetzt, man verfügt über das erforderliche Quantum, lässt es sich gegen nahezu alle anderen Werte eintauschen, ermöglicht also freie Wahl. *Mobilität* ist ebenfalls nichts als der Versuch, die Verfügbarkeit von Raum und Zeit zu optimieren, sprich: immer mehr Verhaltensalternativen in immer kleinere Zeitintervalle hineinzupressen (was in der Realität allerdings oft dazu führt, dass wir immobilisiert im Stau steckenbleiben, auf der Autobahn wie im Internet). Und die moderne *Informationstechnologie* schafft uns, jedenfalls dem Anspruch nach, die Chance, zu jeder Zeit mit jedem beliebigen Mitmenschen Nachrichten auszutauschen (auch, wenn es dabei nur wenig zu sagen gibt).

Der mit alledem – Geld, Mobilität und Information – markierte Trend zur *Erlebnisgesellschaft* beinhaltet nicht zuletzt den Anspruch an das Leben, uns bis zuletzt mit einer Fülle von Wahlmöglichkeiten zu versorgen, etwa so, wie es uns das Werbefernsehen tagaus, tagein verheisst. Kommt es anders (etwa durch Krankheit oder Not, durch Ereignisse, die man früher «Schicksal» oder «Fügung» nannte), glauben wir uns um unser gutes Recht betrogen: «Mit sechsundsechzig Jahren», singt ein populäres Lied, «da fängt das Leben an ...». Die Grenzen des Optionierens zeigen sich freilich schon hier – denn jede Entscheidung *für* etwas ist eine Entscheidung *gegen* etwas anderes. Für die optimierte Erlebnismenge muss also kombiniert werden – am besten Bungee-Springen mit Walkman im Ohr. Dennoch plagt uns die Angst, etwas zu versäumen, sprich: zu den *besten* Optionen keinen Zugang zu haben. Und obwohl wir ständig «Zeit sparen», haben wir immer weniger Musse, während Hektik und Stress wachsen; obwohl die Zahl unserer Möglichkeiten rapide wächst, fühlen wir uns überfordert und übervorteilt: «Wo Du nicht bist, da ist das Glück». Die Fülle der Optionen, so werden wir schmerzlich gewahr, garantiert keineswegs die Fähigkeit, von ihnen klugen Gebrauch zu machen. Oder gar mit dem Ergebnis der Nutzung zufrieden zu sein.

Das zeigt sich mit besonderer Deutlichkeit auf jenem Gebiet, das die meisten von uns traditionell sehr weitgehend mit «Glück» identifizieren: auf dem Feld der «zwischenmenschlichen Beziehungen». Hier offenbart sich die Jagd nach «Optionen» als System, das aus dem Gleichgewicht gerät und sich auf einem unteroptimalen Niveau einregelt – so, wie der massenhafte Gebrauch des Automobils die Fortbewegungsgeschwindigkeit in den Innenstädten fortwährend verringert hat. Nicht nur die Mobilität, auch die Beziehungsfähigkeit stösst in der «Optionsgesell-

schaft» an ökologische Systemgrenzen. Der Münchner Psychoanalytiker Wolfgang Schmidbauer hat dieses Phänomen als *Angst vor Nähe* charakterisiert: «Die Idealvorstellung vieler Menschen ist es, die Nähe zu haben und doch die Abhängigkeit zu vermeiden.» Es kommt daher, wie Schmidbauer treffend festgestellt hat, zu einem «Ringeln um Unabhängigkeit, das Beziehungen zu komplizierten Tauschgeschäften zwischen unangreifbar autonomen Fassaden und dahinter versteckten, hilflos abhängigen Babies verzerrt.»

Auch hier lässt sich eine gestörte Balance orten. Die Erwartungen an das, was der Partner in die «Beziehung» investieren soll, sind enorm: Er muss körperlich attraktiv und erotisch anziehend sein, intelligent, geistig anregend, sozial kompetent und so weiter. Was man selber «einzubringen» bereit ist, bleibt allerdings weit dahinter zurück – man möchte sich nicht ausliefern, keine Schwächen zeigen, sich immer den Notausgang offenhalten –, kurzum: bloss nicht abhängig werden. Wir wollen gar keine Beziehung, sondern die Option auf eine Beziehung – zu Bedingungen, die wir kontrollieren können. Denn das ist ja das Wesen der Option: Das Hintertürchen, das offen bleibt, der Notausgang. Lose Verknüpfungen, Verabredungen, die für einen Abend getroffen werden, Kneipen, in denen man den Freund oder die Freundin mit einiger Wahrscheinlichkeit trifft – das ist der Spielraum, in dem sich naheängstliche Menschen noch am wohlsten fühlen. Um nochmals Schmidbauer zu zitieren: «Ständig auf der Suche nach dem «richtigen» Partner, der die verlorene Gewissheit geben soll, möchten sie doch alle Fluchtwege offenhalten. Wenn man die geheime Masslosigkeit der eigenen Wünsche bei irgendeinem anderen wieder-

fände – es wäre schrecklich. Daher wird jede Verpflichtung vermieden. Man lernt, cool zu wirken. Jeder Hinweis auf Abhängigkeit ist verdächtig. Je drängender die Bitte um ein Wiedersehen, desto weniger wahrscheinlich findet es statt. Die Beziehungen werden jeden Tag neu ausgehandelt. Das schafft Freiräume, die ihren eigenen Reiz haben. Der Preis für sie ist hoch: Man lebt in einer dauernden Ungewissheit, und man kann sich nur in diese anstrengende Kontaktwelt wagen, wenn man «gut drauf ist.»

Was zurückbleibt, ist nur allzu oft die unklar gefühlte Enttäuschung, etwas versäumt zu haben. Worauf das Spiel wieder von vorne beginnt.

Der «kontrollierten Nähe», die nur in sehr begrenztem Umfang wirkliche (das heisse: ungeschützte) Nähe ist, entspricht das allgemeine Wohlgefallen an einer Option auf Teilhabe an fremden Leben – auf jene Pseudointimität, die das Erfolgsgeheimnis von Sendungen im Stile von «Big Brother» sind. John oder Sabrina über Wochen hinweg beobachten zu können, gegebenenfalls auch im Bett oder auf dem Klo, ist etwas anderes, als das Bild eines nackten Mädchens in einer Illustrierten zu betrachten: Ich schalte mich ein in ein «wirkliches» Leben, das ich aus grösster Nähe beobachten, aus dem ich mich aber jederzeit zurückziehen kann: Intimität als Einbahnstrasse, nämlich zu meinen Bedingungen. Wie in der Peep-Show. Und, auf Dauer, vermutlich ähnlich befriedigend. Der Wunsch nach neuen, «besseren» Optionen entsteht möglicherweise im Zirkelschluss. Wie alle schlecht ausbalancierten Systeme ist auch die Optionsgesellschaft instabil. Sie weiss es bloss noch nicht. Weil sie sich ständig im Spiegel betrachtet und dabei glaubt, durch das Fenster in eine neue, aufregende Zukunft zu blicken.